

Denk- und Gedenkort: Samsonschule

Die wechselvolle Geschichte einer jüdischen Schule in Wolfenbüttel

1927 warb die Samsonschule in Wolfenbüttel mit einer Zeitungsanzeige für neue Schüler. Besonders hervorgehoben wurde darin die »kleine« Klassengröße und die »rituelle« Verpflegung, d.h. den jüdischen Speisegesetzen folgend. Wenn sich auch in den gut 140 Jahren seit der Gründung der Schule sowohl die religiöse Ausrichtung als auch die pädagogischen Methoden wandelten, so blieb der Gedanke, der zur Gründung der Lehranstalt führte, stets derselbe: jüdischen Kindern Basiswissen zu vermitteln. Wurde dieses in den Anfangsjahren ausschließlich aus einer religiösen Unterweisung gespeist, so veränderte sich mit der europäischen Aufklärung, die durch Moses Mendelssohn auch in das Judentum Einzug hielt, der Bildungskanon zugunsten einer weltlichen Unterweisung in Naturwissenschaften, Grammatik und praktischer Berufsausbildung. Hatte Leopold Zunz, einer der berühmtesten Absolventen der Samsonschule und späterer Mitbegründer des Reformjudentums, noch beklagt, dass es »keine Schulgesetze, kein Protokoll, gewissermaßen keine Pädagogik« gab, so bemerkte ein Mitschüler jedoch, dass 1807, zwei Jahre vor Zunz' Schulabgang, mit dem Wechsel der Schulleitung ein neuer Wind in die Samsonschule einzog: »Wir sind buchstäblich aus einer mittelalterlichen Zeit in eine neue an »einem« Tage übergegangen.« Der neue, aus Braunschweig stammende Schulleiter und Reformpädagoge Samuel Meyer Ehrenberg (1773-1853), zwischen 1789 und 1794 selbst Schüler an der Samsonschule, dem aufklärerischen Gedanken verpflichtet und dem Reformjudentum angehörend, hatte sich zum Ziel gesetzt, seine Schüler für den Besuch weiterführender Schulen zu qualifizieren. Demzufolge wurde der religiöse Unterricht eingeschränkt zugunsten von »Schönschreiben und richtiger Aussprache«. Für die begabten Schüler wurde zudem Griechisch, Latein und Mathematik angeboten. 1807 führte Ehrenberg die jüdische »Konfirmation« nach evangelischem Vorbild ein. Erster Konfirmand war Leopold Zunz, der von 1810 bis 1815 dann selbst als Lehrer an der Samsonschule tätig wurde, bevor er nach Berlin ging, um dort Philosophie, Philologie und Geschichte zu studieren.

Mit den Jahren wandelte sich die ursprüngliche jüdische Freischule zu einer staatlich anerkannten Realschule, die auch von christlichen Kindern besucht wur-

de. Zwischen 1846, als Ehrenberg die Schulleitung an seinen Sohn Philipp Ehrenberg (1811-1883) übergab, und 1886 hatte sich die Schülerzahl mehr als verdoppelt. Die Räumlichkeiten in der Harzstraße 12 und den angemieteten Räumen in der Kommissstraße reichten nicht mehr aus, und so entschloss sich die Stifterfamilie Samson, nach der die Schule benannt war, Mittel für den Bau eines neuen Schulgebäudes zur Verfügung



Werbeanzeige von 1927.

zu stellen. 1893 erwarb die Samsonsche Stiftung ein Grundstück am Neuen Weg stadtauswärts Richtung Braunschweig. Auf dem fast ein Hektar großen Gelände wurde ein dreigeschossiger Ziegelbau errichtet, der 1896 feierlich eingeweiht wurde. Im Erdgeschoss des bis heute recht imposanten Gebäudes befanden sich die Klassenzimmer, in der ersten Etage Aula, Bibliothek, Speisesaal sowie Arbeits- und Aufenthaltsräume. Der zweite Stock beherbergte die Schlaf- und Waschsäle der Schüler, eine Krankenstation und eine weitere Bibliothek. In jeder Etage gab es zudem Lehrerzimmer. Für die Körperertüchtigung gab es, ganz im Sinne der zeitgenössischen Turnbewegung, eine Sporthalle. Und gemäß der zionistischen Bewegung, die auch in Wolfenbüttel Einzug hielt, erhielten die Schüler in örtlichen Gärtnereibetrieben eine Zusatzausbildung in Landwirtschaft und Gartenbau, um zu gegebener Zeit Pionierarbeit in Palästina leisten zu können.

Während die Schülerzahlen bis 1919 konstant blieben, nahmen fortan die Zahlen stetig ab. Als Ende 1926 nur noch 81 Schüler in der Samsonschule eingeschrieben waren, sah sich die Schulleitung genötigt, offensiv für die »Realschule mit Schülerheim« zu werben. Eine

neue Besinnung auf das Judentum, die in weiten Kreisen Deutschlands Einzug hielt, machte sich auch die Schule zunutze und warb mit »ritueller Verpflegung« für die Schüler. Der Erfolg der Werbemaßnahmen der Schule, die ähnliche Konzepte eines Landerziehungsheimes wie Coburg, Haubinda oder die Odenwaldschule vertrat, blieb jedoch aus. Im September 1928 wurde die Schule nach 142 Jahren geschlossen. Das Gebäude am Neuen Weg wurde seither verschiedentlich genutzt.

Ein Jahr nach Schließung der Samsonschule gründete sich die Moses Mendelssohn Stiftung »zur Förderung der Geisteswissenschaften«. Diese Familienstiftung wurde 2004 reaktiviert und greift die einstigen Förderziele in modifizierter Form neu auf, indem aktuell Bildung, Erziehung, Wissenschaft und Forschung auf dem Feld der europäisch-jüdischen Geschichte und Kultur im Fokus stehen. Neben der Förderung von Projekten der Moses Mendelssohn Akademie in Halberstadt und dem Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien in Potsdam baut und betreibt die Stiftung Studentisches Wohnen. Über 20 Studierendenapartments in ganz Deutschland

und Österreich existieren unter dem Label SMARTment students. Jedes Haus wird nach einer Person benannt, die in einem jüdischen Kontext steht. Das durch die Mendelssohn Stiftung verantwortete Projekt »Quartier Samsonschule«, das das ehemalige Schulgebäude künftig mit etwa 150 studentischen Apartments einschließt, will sich dem Gedenken der Gründer der Samsonschule sowie deren Lehrern und Schülern (neben den schon genannten beispielsweise Emil Berliner, Jakob Freudenthal, Isaak Markus Jost, Samuel Spier oder Werner Scholem) widmen. Im Erdgeschoss des Gebäudes, wo einst die Klassenzimmer untergebracht waren, wird ein Gedenkort eingerichtet, in dem neben einer Dauerausstellung zur Geschichte des Hauses und seiner Bewohner auch Wechselausstellungen (beispielsweise zur Geschichte des Reformjudentums oder der Landerziehungsbewegung) und Veranstaltungen verschiedenster Formate angeboten werden. Ganz im Sinne der Pädagogen der Samsonschule gilt auch hier das Mendelssohnsche Motto: »Nach Wahrheit forschen, Schönheit lieben, Gutes wollen, das Beste tun – das ist die Bestimmung des Menschen.«

Elke-Vera Kotowski

Europa und seine Minderheiten

MMZ-Studien zu Gesellschaftskonzepten bei Juden und Muslimen in Vorbereitung

Im Dezember 2012 gab es eine heftige Überraschung, die rund um den Globus Schlagzeilen machte: Die Europäische Union erhielt in Oslo den Friedensnobel-Preis für das besagte Jahr. Ausgezeichnet wurde sie für ihren Einsatz um Frieden, Versöhnung, Demokratie und Menschenrechte in Europa. Das Preisgeld von knapp einer Million Euro verdoppelte die EU im Anschluss und spendete die Summe an Kinder, welche in Kriegsgebieten aufwachsen. Nebenher entbrannte die Diskussion, ob ein ganzer Staatenverbund tatsächlich der geeignete Adressat für derartige Ehrungen sei. Und doch hat die Nobelpreis-Verleihung 2012 gezeigt, welche Hoffnungen und Erwartungen (weltweit) an die EU gerichtet wurden und werden: Stabilitätsfaktor in der großen Weltpolitik; ökonomisch verlässlicher Partner; Fluchtpunkt für Flüchtlinge und politisch Verfolgte, Wertegemeinschaft.

Die hohen globalen Erwartungen an die EU sind trotz britischem Ausstieg (Brexit), trotz häufiger finanz- wie sicherheitspolitischer Abstimmungsprobleme und trotz Corona kaum geringer geworden. Erhofft werden weitreichende Impulse für Friedenspolitik, Modernisierung, Minderheitenschutz, Ökologie - und Gerechtigkeit ganz allgemein. Der uralte Menschheitstraum von einer »besseren Gesellschaft«, von Oslo, Berlin, Rom, Bukarest und anderswo soll er möglichst überall hin transportiert werden.

Ob die Europäer sich solcher Erwartungen bewusst sind, sei erst einmal dahingestellt. Noch vor weniger als 80 Jahren war der »alte Kontinent« Schauplatz von barbarischen Kriegsverbrechen und extremistischen Revolutionen, von Genoziden und beispielloser Zerstörungswut. Nach innen hin waren Nationalismus, Minderheiten-Diskriminierung, Ungleichheit zwischen Mann und Frau, Homophobie und Alltags-Rassismus eher die Norm als die Ausnahme. Vermeintliche »Pfeiler« der Zivilgesellschaft – wie Kirchen, Gewerkschaften und intellektuelle Eliten – versagten regelmäßig gegenüber aufstrebenden Regimes. Kritische Geister, Humanisten, »Kosmopoliten« wurden häufig ignoriert. Im Mai 1945, bei »Stunde Null« und inmitten riesiger Trümmerlandschaften, glaubte fast niemand an eine strahlende Zukunft des Kontinents.

Erst recht nicht in Deutschland, dem »Land der Dichter, Denker und Henker«. Jahrzehntlang hielten Skepsis und Vorbehalte hier von außen an. Verständlich, denn ein Wirtschaftswunder für sich allein schafft noch lange kein Vertrauen. Das heutige Vertrauen in die EU basiert auch auf ihrem Selbstverständnis als Wertegemeinschaft. Kein Staat, der in eklatanter Weise Menschenrechte verletzt, kann Mitglied der EU werden. Auch »intern« wird regelmäßig geschaut, ob ethno-kulturelle Minderheiten ausreichend integriert und geschützt sind – u.a. durch empirische Studien der Fundamental Rights Agency (Agentur für Grundrechte).

Das Moses Mendelssohn Zentrum ist regelmäßig an Studien beteiligt, die sich mit Diskriminierungs- und



Foto: House of One/René Arnold

Ethno-kulturelle Minderheiten in Deutschland/Europa waren schon häufiger Forschungsthema des MMZ. In Bezug auf jüdische und muslimische Communities sollen bald deren Sichten auf Europa, aber auch interreligiöse Verbindungen untersucht werden. Hier eine Aufnahme vor dem Berliner Zukunfts-Projekt »House of One: Drei Religionen. Ein Gebäude«.

Anfeindungserfahrungen von Jüdinnen und Juden in Europa auseinandersetzen. In Zukunft bedarf es ergänzender Studien, die Minderheiten nicht zwangsläufig als Opfer und Ziel antisemitischer, islamophober und allgemein rassistischer Anfeindungen untersuchen, sondern als zivilgesellschaftliche Akteure und Kräfte, die eigene Visionen für die Zukunft Europas einbringen. Einmal mehr tritt auf jüdischer Seite dabei das Konzept von »Tikkun Olam« (hebräisch: Vervollkommnung der Welt) ins Bewusstsein.

Jüdinnen und Juden verstehen »Tikkun Olam« zualterererst als Streben nach sozialer Gerechtigkeit für alle Menschen einer Gesellschaft, Nichtjuden eingeschlossen. Entgegen weitverbreiteter Klischees ist auch in europäisch-jüdischen Bevölkerungskreisen Armut ein Problem. Das uralte Prinzip von Zedaka (mildtätiger Gerechtigkeit) gewinnt hier neue Aktualität, in einer Welt, die auch in Europa wieder wachsende Klüfte zwischen Reich und Arm erlaubt. Viele jüdische Gemeinden und Organisationen in Europa haben ihre eigenen Projekte am Laufen, von lokalen Suppenküchen bis zur Unterstützung von Katastrophen- und Kriegsoffern in ausgesprochenen Krisenregionen (über die Grenzen des Kontinentes hinaus). Heranwachsenden Kindern und Jugendlichen wird diese Tradition früh vermittelt.

Auch unter den auf 15 bis 20 Millionen geschätz-

ten Muslimen und Muslima im EU-Einzugsgebiet gibt es eingespielte Traditionen zum Ausgleich sozialer Not und zur Etablierung von Hilfe-Netzwerken. Eine der fünf Säulen des Islam bildet die Unterstützung von Bedürftigen, genannt »Zakat«. Muslime, die selbst in keinen finanziellen Problemen stecken, sollen in der Regel 2,5 Prozent ihres »ruhenden Netto-Kapitalvermögens« spenden. Diese Spende – und eigentliche soziale Pflichtabgabe – fördert laut Experten die soziale Sicherheit und das Gemeinschaftsgefühl zwischen den Menschen. »Zakat« ist ein wichtiger Bestandteil im Leben islamischer Gesellschaften, ohne dass sich der Empfänger jemandem verpflichtet fühlen muss. Die Spende kann aber auch als eine Art individueller Reinigung betrachtet werden.

Europa als Wertegemeinschaft der Zukunft, auf die in den kommenden Jahren große Aufgaben zukommen

werden, benötigt im Inneren Stabilität und Kohärenz. Die Zusammenarbeit der Minderheiten untereinander könnte hier für gesellschaftliche Synergien und zusätzliche sozio-kulturelle Potentiale sorgen. Zukunftsweisend für jüngere Generationen in Deutschland könnte hier u.a. der vom jüdischen Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk (ELES) und dem muslimischen Avicenna-Studienwerk initiierte jüdisch-muslimische Thinktank »Karov-Qareeb« wirken, eine neue Plattform für langfristig angelegten jüdisch-muslimischen Dialog in Berlin.

Unterschätzt wird dagegen möglicherweise bis heute, was die christlichen Mehrheitsgesellschaften im europäischen Raum von inner-jüdischen und inner-islamischen Formen institutionalisierter Solidarität lernen können, auch und gerade in städtischen Milieus mit dichten Populationen, die ganz objektiv in regelmäßigen Kontakt miteinander geraten. Hier könnten komparative empirische Studien des MMZ ansetzen, die gleichwohl einer intensiven Zusammenarbeit mit bewährten ausländischen Kooperationspartnern – etwa der Politik- und Nahostwissenschaftler an der Jagiellonen-Universität Krakow und der Kulturwissenschaftler und Judaisten an der Prager Karls-Universität – bedürfen.

Olaf Glöckner

»Jüdinnen« – Literarische Weiblichkeitsentwürfe im 20. Jahrhundert«

Das Habilitationsprojekt von Anna-Dorothea Ludewig steht vor dem Abschluss

Jüdinnen – dieses Wort signalisiert eine Vagheit, die Schwierigkeit, eine Zuordnung zu finden.« – Diese These äußert Barbara Hahn in ihrer 2002 erschienenen Studie zur Kulturgeschichte jüdischer Weiblichkeiten in der Moderne und rekurriert damit auf die Situation um 1800, also jene Zeit, in der die sprichwörtlichen Ghettoauern fielen und sich eine Annäherung der jüdischen Minderheit an die christliche Mehrheitsgesellschaft vollzog. Diesem Gedanken folgend, gelang damit aber keine Etablierung »der Jüdin« – weder im religiös-kulturellen noch im geschlechtlichen Sinne wurde ihr ein Ort zugestanden; ihr wurde seit Aufklärung und Haskala eine Zugehörigkeit verweigert. Der Diskurs über jüdische Frauen verlagerte sich vor diesem Hintergrund in die Literatur, hier wurde nach Selbstverständnis, Alterität und Zugehörigkeiten gefragt, hier wurden Überlegungen zu diasporischen, hybriden und nationalen Lebenskonzepten ebenso diskutiert wie der im doppelten Sinne emanzipatorische Wunsch nach Bildung und Selbstbestimmung artikuliert. In erster Linie aber wurde die Literatur zum Verhandlungsort jüdischer Weiblichkeitsentwürfe, zu einem Experimentierraum, in dem zeitgenössische Diskurse über und anhand jüdischer Frauenfiguren ausgetragen und erprobt wurden. Damit entstand eine Wechselwirkung zwischen der Literatur und der allgemeinen Wahrnehmung jüdischer Frauen, zwischen einer meist männlichen Perspektive und einem weiblich-jüdischen Selbstbild.

Vor diesem Hintergrund unternimmt das (im Juli 2020 erfolgreich abgeschlossene) Habilitationsprojekt den Versuch, jüdische Frauenbilder in der Literatur des 20. Jahrhunderts – unter Berücksichtigung soziokultureller Wechselwirkungen – zu analysieren:

Im ersten Abschnitt dieser Untersuchung steht der Orientalismus im Vordergrund, der eng mit dem so genannten Geschlechterkampf des ausgehenden 19. Jahrhunderts verbunden ist. Biblisch konnotierte Figuren wie insbesondere Judith und Salome repräsentieren eine Symbiose zwischen (dämonisierter) jüdischer Weiblichkeit und orientalisierter Erotik. Den Themenkomplexen »Orientalismus« und »Frauenbild um 1900« sind zahlreiche Publikationen und Untersuchungen gewidmet, ersterem bereits seit Edward Saids 1978 erschienenem Buch *Orientalism*; der Zusammenhang zwischen Orientalismus und jüdischer Weiblichkeit hat bislang hingegen wenig Berücksichtigung gefunden – trotz zahlreicher (literarischer) Bilder jüdischer

Frauen. Ihr Judentum wird allerdings nur selten explizit gemacht, es ist gleichsam subkutan zu einem festen Bestandteil misogyn-antisemitischer Betrachtungen geworden. Die jüdische Frau wurde so zur Verkörperung irrationaler Ängste, zu einer unerkannten, unsichtbaren Bedrohung, nicht greifbar und dennoch allgegenwärtig.

Der zweite Teil stellt mit dem kulturzionistischen Frauenbild einen Diskurs in den Mittelpunkt, der überwiegend von jüdischen Männern geführt wurde. Verhandelt wurde hier insbesondere die Rolle der jü-



Lovis Corinth: Salome II (1900).

dischen Mutter als Garantin nicht nur des Fortbestehens des Judentums an sich, sondern eines wiederbelebten jüdischen Bewusstseins in der Diaspora. Zionistische Theoretiker und Autoren wie Berthold Feiwel oder Max Brod erhoben massive Vorwürfe gegen jüdische, insbesondere »westjüdische« Frauen: Sie wurden als Verräterinnen am zionistischen Projekt dargestellt, gleichzeitig sollen sie dazu bekehrt werden – interessant ist in diesem Zusammenhang, dass die angesprochenen misogyn-antisemitischen Narrative auch im zionistischen Kontext Verwendung fanden.

Daran schließen die literarischen Verhandlungen der »ewigen Jüdin« an, in denen sich nicht nur das komplexe Spannungsfeld russischer Verfolgung und jüdischer Selbstbehauptung spiegelt, sondern auch die wirkmächtige Verschmelzung von »Ewig-Jüdischem« und »Ewig-Weiblichem«. Auch hier wird die »Unsichtbarkeit« zu einem wesentlichen Element: Mimesis und Maskierung werden jüdischen Frauen in diesem Zusammenhang immer wieder unterstellt. Gleichzeitig bestimmte eine Perspektive auf Akkulturation

und Assimilation nun auch jenseits des Zionismus die innerjüdischen Auseinandersetzungen mit dem Motiv der »ewigen Jüdin«.

Im Zentrum des folgenden Abschnitts steht die Frage, ob nach der Shoah mit tradierten Bildern und Stereotypen gebrochen wurde oder ob diese im Sinne eines Rückgriffs auf bekannte Muster fortgeführt wurden. Nachgegangen wird auch dem vielfach konstatierten »ängstlichen Philosemitismus«, laut Marcel Reich-Ranicki gar »primitive[m] Philosemitismus«, und der von Ruth Klüger geäußerten These einer »Abwehr [von] Erinnerung«. Die neuere Forderung einer »Normalisierung« des deutsch-jüdischen Verhältnisses wird in der Literatur immer wieder als angebliches Spannungsfeld zwischen »political« und »historical correctness« (Matthias N. Lorenz) inszeniert. In diesem Zusammenhang wird die Funktion geschlechtsspezifischer Muster in den Darstellungen von Judentum in der Literatur der Nachkriegszeit untersucht – konkret wird das am Beispiel des populären Bildes der »schönen Jüdin«, das sich scheinbar bruchlos durch die gesamte deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts zieht.

Einige Überlegungen zur Figur der Israelin in der aktuellen deutschen Literatur bilden den Schlussteil. In diesen Frauengestalten kreuzen sich neue und alte Stereotype und werden einmal mehr zu wirkmächtigen, politisch und erotisch aufgeladenen Bildern verknüpft. Gleichzeitig erscheinen israelische Frauen als Schlüsselfiguren in der Literatur der dritten (post-Shoah)

Generation. In diesem Schreiben ist ein neues Selbstverständnis entstanden, dass sich von dem bipolaren deutsch-jüdischen Paradigma entfernt hat, an dessen Stelle sind so genannte Bindestrich-Identitäten getreten. Hier scheint ein literarischer und künstlerischer Diskurs zu entstehen, der sich nicht nur auf Herkunft, Sprachen und Religionen bezieht, sondern auch Physiognomien, Geschlechterzuordnungen (bzw. -dekonstruktionen) und Selbstverortungen mit einbezieht und neue Räume jenseits von Kategorisierungen und Identitätsfestschreibungen entstehen lassen könnte.

Anna-Dorothea Ludewig

Anna-Dorothea Ludewig ist Literaturwissenschaftlerin und seit 2007 Mitarbeiterin am Moses Mendelssohn Zentrum. Sie forscht zur deutsch-jüdischen Literatur(-geschichte) des 19. und 20. Jahrhunderts, insbesondere zu Geschlechter- und Körperbildern. 2019/20 war sie Fellow am Institute of Modern Languages Research (University of London).

Querido, El Libro libre, Aurora, Bermann-Fischer ...

Eine neue Sammlung Exil-Verlage wurde der Bibliothek übergeben

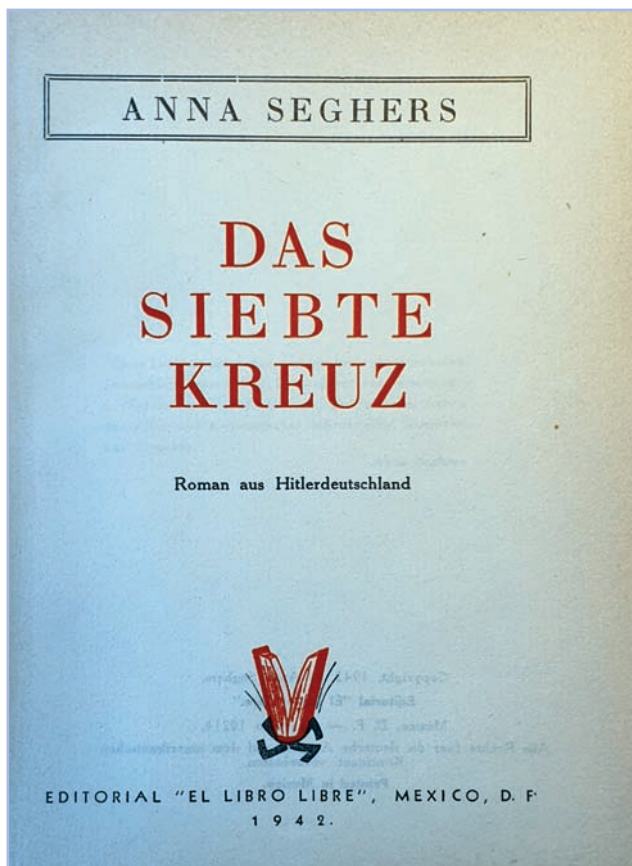
Da liegt ein abgegriffenes Exemplar, dessen abgeschabter Einband in seltsamem Kontrast zu den gut erhaltenen dicken Buchseiten im Innern steht, gerade so als sei es in Koffern und Kisten gereist und hätte mehr als nur die Blessuren einstecken müssen, die durch Lektüre entstehen. Es handelt sich um die deutsche Erstausgabe von Anna Seghers' Roman *Das siebte Kreuz*, jene Geschichte von sieben, 1936 aus einem Konzentrationslager entflohenen Häftlingen, die einem breiten Publikum früh die Verhältnisse in Nazi-Deutschland anschaulich machte. Es wurde zu Anna Seghers' bekanntestem Werk, die amerikanische Erstausgabe allein 600.000 mal verkauft, berühmt auch durch die amerikanische Verfilmung von Fred Zinnemann 1944.

Das siebte Kreuz erschien 1942 im Exil-Verlag El Libro libre in Mexiko, einer kommunistischen Verlagsgründung, am 9. Jahrestag der Bücherverbrennung. Anna Seghers gehörte zur ersten kollektiven Verlagsleitung, zusammen unter anderem mit Bodo Uhse, Egon Erwin Kisch und Ludwig Renn.

Der Band ist einer von 431 Titeln, die im Februar dieses Jahres der Bibliothek des Moses Mendelssohn Zentrums von Hans-Peter Matschenz anvertraut wurden. Es ist eine privat zusammengetragene Bibliothek, die die Publikationen jener Verlage in den Blick nimmt, die ins Exil gezwungen wurden, im Exil gegründet wurden oder aber, im Ausland ansässig, ihre Produktion um die im Exil lebenden Autoren und für deren Leserschaft erweiterten. Bis auf ganz wenige Ausnahmen handelt es sich bei den Büchern ausschließlich um Erstausgaben, zum großen Teil mit originalem Schutzumschlag und einige von den Autoren signiert, wie von Franz Werfel, Lion Feuchtwanger, Robert Neumann und anderen. Dem Umstand ihres Seltenheitswertes Rechnung tragend, war jedes der Bücher in Seidenpapier gewickelt worden, wie um ihnen beim Reisen nicht erneut Schaden zuzufügen.

Aus den Kisten zum Vorschein kam nun die nahezu vollständige Verlagsproduktion des 1933 von Fritz Landshoff mit Emanuel Querido als Tochtergesellschaft des Querido Verlags Amsterdam gegründeten Exil-Verlags, fast alle im Verlag El Libro libre in Mexiko erschienenen Titel, zehn der elf zwischen 1942 und 1948 verlegten bibliophilen Titel der von Ernest Gottlieb und Felix Guggenheim gegründeten Pazifistischen Presse Los Angeles, alle Titel des von Wieland Herzfelde 1944 initiierten Verlages Aurora in New York. In kleinerem Umfang finden sich Titel von Allert

de Lange, Bermann-Fischer, drei Nachkriegs-Titel der von Martin Feuchtwanger in Tel Aviv neu gegründeten Edition Olympia und zahlreiche in verschiedenen Verlagen wie Zsolnay, Oprecht oder Neuer Verlag erschienene Einzeltitel aller namhafter Exilautoren, dabei eine größere Anzahl von Titeln von Heinrich Mann, Stefan Zweig, Leo Lania, Hermynia zur Mühlen und Anna Seghers.



Titelblatt der Erstausgabe von 1942.

Auf der Innenseite des Buchdeckels der bereits erwähnten Erstausgabe von Anna Seghers befindet sich übrigens ein winziger Aufkleber der im Juli 1942 von Lili Lebach gegründeten Buchhandlung Pigmalion. Das Geschäft, das sich auf deutsch- und englischsprachige Titel spezialisiert hatte, befand sich in der Avenida Corrientes Nr. 515 in Buenos Aires. Lili Lebach realisierte auch zusammen mit Alfredo Cahn, dem Übersetzer Stefan Zweigs und Organisator seiner literarischen Lesereise 1940 durch Argentinien, eine von vier Erstausgaben von dessen *Schachnovelle* im von ihr ebenfalls gegründeten Verlag Pigmalion. Die Erstausgabe von Anna Seghers' Roman erschien nur wenige Monate später im ebenfalls neu gegründeten Verlag El Libro libre in Mexiko City. Dass es sich im Sortiment der Buchhandlung befand, ist ein Indiz dafür, wie eng vernetzt das literarische und politische Exil über Ländergrenzen

hinweg war und wie kreuz und quer die Wege liefen, die durch Existenznot zu kreativer Zusammenarbeit auch einst konkurrierender Verlage führten. Ein Beispiel dafür ist Gottfried Bermann Fischer, der erst hoffte, seinen Verlag in Deutschland durch die Nazizeit bringen zu können, dann nach Wien auswich, einen Verlag in Stockholm gründete und nach Schwierigkeiten mit den schwedischen Behörden 1941 die L.B.

Fischer Publishing Corp. in New York gründete. Den Neuanfang wagte er zusammen mit dem Querido-Verleger Fritz Landshoff, der gerade aus Amsterdam nach London entkommen war. Einzelne Titel aller Bermann-Fischer Verlagsstationen befinden sich in der Sammlung.

Diese und andere Zeugnisse der engen Verflechtung und Zusammenarbeit gilt es in der neuen Sammlung zu entdecken. Sie stellt eine weitere Quelle für das in den letzten Jahren erfreulich intensiv beforschte Feld des literarischen Exils dar.

Hans-Peter Matschenz, dessen Interesse an der ehemals verfeimten Literatur bereits während des Studiums geweckt wurde, begann mit dem systematischen Sammeln, nachdem ihm 2009 das wunderbare Buch von Volker Weidermann *Das Buch der verbrannten Bücher* in die Hände fiel. Der darin in einem Schlusskapitel beschriebene Georg P. Salzmann und dessen obsessive Sammelleidenschaft für die 1933 an vielen Orten in Deutschland verbrannten Werke, gab letztlich den Anstoß für den Aufbau einer eigenen Sammlung. Dabei strebte er die größtmögliche Vollständigkeit der Verlagsproduktion der einzelnen Exil-Verlage in den Jahren zwischen 1933 und 1945 bzw. während des Bestehens der jeweiligen Verlage an.

Davon zeugen die Listen, die er anlegte mit den ermittelten Publikationen in der Reihenfolge ihres Erscheinens. Einige der Exil-Verlage existierten noch einige Jahre nach Kriegsende, auch diese Titel befinden sich in der Sammlung, wie zum Beispiel der Erinnerungsband an Klaus Mann, der als letzter Band des Verlags 1950 bei Querido Amsterdam erschien. Die zum Teil sehr seltenen Titel waren oft nur mit hohem finanziellen Aufwand zu beschaffen. Gleichwohl sammelte Hans-Peter Matschenz von Anbeginn an mit der Absicht, die Bücher zukünftig einer Einrichtung zu übertragen, die mit dem Thema verfeimter Literatur und Exilliteratur während der Zeit des Nationalsozialismus öffentlich wirksam arbeitete. Das 2003 im Moses Mendelssohn Zentrum begonnene Forschungsprojekt Bibliothek verbrannter Bücher bietet dafür einen hervorragenden Bezugspunkt.

Karin Bürger

Halberstadt – Berlin – München – Zürich – London – Tel Aviv – Halberstadt

Ein Parochet aus dem Besitz der Unternehmerfamilie Hirsch war weltweit auf Reisen

Im Oktober 2017 übergab Bennie Hirsch, Ma'agan Micha'el/Israel, für die Sammlung der Moses Mendelssohn Akademie eine Parochet, einen Toraschreinvorhang aus dem Besitz der Halberstädter Unternehmerfamilie Hirsch.

Der Vorhang ist aus einem dunkelgrünen Seidendamast angefertigt, in den Weinreben mit Trauben eingewebt sind. Die Übersetzung der gestickten hebräischen Inschrift lautet: »K[rone der] T[ora]. Der Tage Dauer [das heißt des Lebens, d. V.] ist in ihrer Rechten, in ihrer Linken Reichtum und Ehre.« (Proverbia 3,16)

Die neun hebräischen Buchstaben der letzten Zeile, Reichtum und Ehre, tragen alle einen Punkt, und sind daher als Chronogramm zu lesen: Die Summe verweist auf das Entstehungsjahr 614 nach der »kleinen« Zählung, das ist das Jahr 5614 nach dem jüdischen Kalender beziehungsweise 1853/54 nach dem gregorianischen Kalender.

Auftraggeber für die Anfertigung war vermutlich Scholaum beziehungsweise Salomon Hirsch, der 1859 mit 32 Jahren starb. Seine Frau Fanny, geb. Ettliger, starb zwei Jahre später.

Für die jüdische Gemeinde finanzierten Mitglieder der Familie Hirsch sowohl die Modernisierung und die Erweiterung der Klaussynagoge im Rosenwinkel 1857 als auch der Barocksynagoge. Arme Mitglieder der jüdischen Gemeinde unterstützten die Familie Hirsch unter anderem durch Auftragsarbeiten wie handgeschriebene Gebete oder aufwendige Stickerarbeiten wie Torawimpel und Barchesdecken, oder sie ließen eben eine Parochet anfertigen.

Bisher ist nicht geklärt, für welchen Aron Hakodesch (Toraschein) dieser Vorhang genutzt wurde. Für den in der Barocksynagoge war er zu klein und der heutige Betraum der Klaussynagoge wurde erst 1857 gebaut. Entweder wurde sie in dem vorher bestehenden Betraum der Klaussynagoge verwendet oder in dem privaten im Wohnhaus der Familie in Halberstadt (Unter den Weiden 3). Beide Räumlichkeiten finden in unterschiedlichen Kontexten Erwähnung, aber es existieren dazu weder Zeichnungen noch andere Beschreibungen.

Allerdings muss diese Parochet in einer direkten Beziehung zu dem Auftraggeber gestanden haben,

denn sie blieb nach seinem und dem Tod seiner Frau offenkundig bei seiner ältesten Tochter Esther, die 1851 geboren wurde. Scholaum und Fanny Hirsch hatten vier Töchter, demzufolge fiel eine männliche Linie als Erbe aus.



Der Thoraschreinvorhang aus dem früheren Besitz der Halberstädter Familie Hirsch.

Laut Aharon Hirsch sei in der Familie erzählt worden, die vier Mädchen seien nach dem Tod der Eltern zu ihrer Tante Henriette/Jettchen nach Eisenstadt geschickt worden, wo deren Mann Esriel Hildesheimer seit 1851 Rabbiner war und die von ihm gegründete Jeschiwa leitete. Die Mädchen sollen drei Jahre in Eisenstadt gelebt haben und dann wieder nach Halberstadt zurückgekehrt sein. 1870 heiratete Esther Hirsch ihren Cousin Aron Joseph Hirsch. Wenige Wochen nach dessen Tod im Jahr 1880 wurde sein Sohn Joseph geboren.

Aufschluss über die Geschichte des weiteren Verbleibs des Vorhangs bieten bisher die Erinnerungen

von Aharon Hirsch. Demzufolge habe die Witwe Esther Hirsch mit ihren Kindern ab 1890 in Berlin, in der Gipsstraße 12a, dem Wohnhaus neben dem Sitz des orthodoxen Rabbinerseminars Adass Jisroel, gelebt, das wesentlich durch die Familie Hirsch finanziert

wurde. Als überzeugte Kriegsgegnerin habe Esther Hirsch ihren 1880 geborenen Sohn Josef, um ihn vor dem Militärdienst zu bewahren, nach London geschickt, wo eine ihrer Töchter lebte. Deren Mann war Börsenmakler, und bei ihm habe Josef Hirsch das Gewerbe erlernt. 1905 habe er die britische Staatsangehörigkeit erworben und sich selbständig gemacht. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges strich der Londoner Stock Exchange die naturalisierten Makler deutschen Ursprungs aus den Listen. Daher habe Josef Hirsch Großbritannien verlassen und bei seiner Mutter Esther bis zu deren Tod 1919 in Zürich gelebt. Nach Aufenthalt in Südosteuropa ließ er sich Anfang der 1920er Jahre in München nieder. Zunächst habe er die Vertretung des irischen Unternehmens FYFFES-Bananen geleitet, aber wenig später die Münchener Vertretung des Londoner Versicherungsmaklers C. E. Heath übernommen. 1923 heiratete Josef Hirsch in der Londoner New West End Synagoge die Lehrerin Gladys Wilenski (1899, London–1975, Herzliyah/Israel), und es wurde der Sohn Aharon geboren.

Bild: Ulrich Schneider

Die Familie lebte in München. Als 1933 die Nationalsozialisten an die Macht kamen, zog sie umgehend nach London um. Josef Hirsch war bis zu seinem Tod 1950 als Versicherungsmakler tätig, sein Sohn Aharon übernahm das Geschäft.

Ob die Parochet in London in einer Synagoge Verwendung fand, ist ungeklärt. Seit den 1960er Jahren lebte Aharon Hirsch in Israel. Die Parochet schmückte bis zu seinem Tod im Jahr 2015 den Toraschein einer Reformsynagoge in Tel Aviv, deren Gottesdienste er besuchte, und wurde danach an die Familie zurückgegeben.

Der Zustand der Parochet ist sehr fragil. Derzeit wird sie von der Hallenser Textilrestauratorin Andrea Knüpfer restauriert. In der neuen Dauerausstellung des Berend Lehmann Museums wird die Parochet mit ihrer Geschichte eine zentrale Rolle spielen.

Jutta Dick

AUGENZEUGEN bald wieder analog zu sehen

Nachdem die Porträt-Bilder von sieben Holocaust-überlebenden Anfang des Jahres im Brandenburger Landtag in Potsdam gezeigt wurden, wird die AUGENZEUGEN-Ausstellung bald wieder analog zu sehen sein. Sie wird im Rahmen der Jüdischen Kulturtag am 29. Oktober 2020 in der Jüdischen Gemeinde in Berlin eröffnet. Im Foyer des Gemeindehauses in der Charlottenburger Fasanenstraße präsentieren die Jüdische Gemeinde Berlin, die F.C. Flick Stiftung gegen Frem-

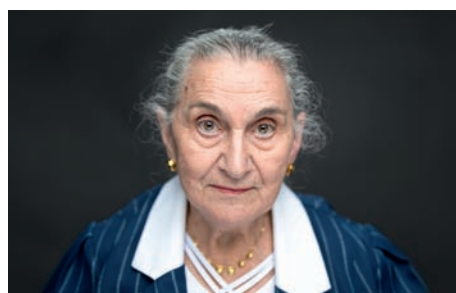


Foto: Kai Abresch

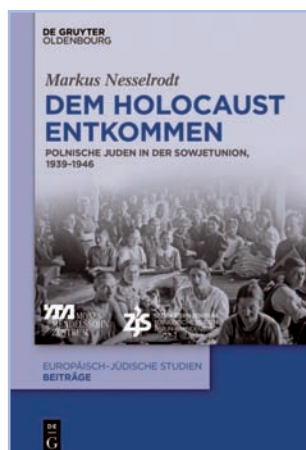
denfeindlichkeit, Rassismus und Intoleranz sowie das Moses Mendelssohn Zentrum für europäisch-jüdische Studien die eindrucksvollen Porträtaufnahmen des Berliner Fotografen Kai Abresch.

Jenny Hestermann wird MMZ-Gastprofessorin

Im kommenden Wintersemester (2020/21) nimmt die Historikerin und Soziologin Dr. Jenny Hestermann die Gastprofessur Israel Studies am Moses Mendelssohn Zentrum wahr. Hier wird sie u.a. einen B.A.-Kurs zum Thema »Hier ist nicht Europa? Einführung in die Geschichte europäisch-israelischer Beziehungen« geben, und in Verbindung mit weiteren Forschungseinrichtungen sind Symposien und Vorträge geplant. Jenny Hestermann hat zum Thema »Inszenierte Versöhnung. Reisediplomatie und die deutsch-israelischen Beziehungen von 1957 bis 1984« promoviert, die Dissertation erschien 2016 als Buchpublikation im Campus-Verlag. Von 2015 bis 2018 war sie am Fritz Bauer Institut (Frankfurt am Main) als Projektleiterin in einem bilateralen Forschungsprojekt zur Geschichte der geisteswissenschaftlichen Kooperation zwischen Deutschland und Israel tätig. Seit 2018 arbeitet Jenny Hestermann an ihrem Habilitationsprojekt »Niedergangsdiskurse im 20. Jahrhundert«. Im Auftrage der Bertelsmann-Stiftung führt sie zudem eine Studie zu den deutsch-israelischen Beziehungen durch, deren Ergebnisse im kommenden Jahr erscheinen sollen.

Epstein-Preis für Markus Nesselrodt

Die in der MMZ-Schriftenreihe »Europäisch-Jüdische Studien. Beiträge« (De Gruyter) erschienene Dissertation von Markus Nesselrodt *Dem Holocaust entkommen. Polnische Juden in der Sowjetunion. 1939–1946* wird mit dem Fritz-Theodor Epstein-Preis für das Jahr 2020 ausgezeichnet. Nachdem Nesselrodt zuvor bereits in Wien der »Irma Rosenberg-Förderpreis für die Erforschung der Geschichte des Nationalsozialismus« verliehen wurde, folgt nun die renommierte Auszeichnung des »Verbandes der Osteuropahistorikerinnen und -historiker« (VOH).

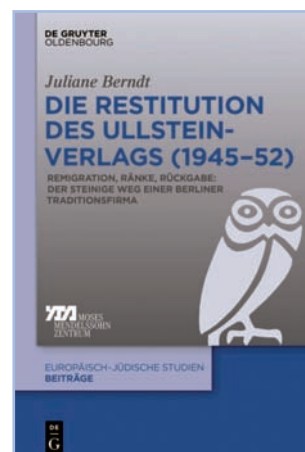


Die Studie von Nesselrodt widmet sich den 230.000 polnischen Juden, die den Holocaust und den

Zweiten Weltkrieg im Inneren der Sowjetunion überlebten. Der Fokus liegt dabei auf den zentralasiatischen Sowjetrepubliken in den Jahren 1939 bis 1946, wo hunderttausende polnische Juden täglich um ihr Überleben als Fremde in einem von Krieg, Armut und politischem Terror gezeichneten Land kämpfen mussten. Ihre Geschichte an der »Peripherie des Holocaust« (Yehuda Bauer) erweitert den Horizont jüdischer Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg um die Erlebnisse im sowjetischen Exil.

Die Restitution des Ullstein-Verlags (1945–52)

Im Frühjahr 2020 ist die Dissertation von Juliane Berndt *Die Restitution des Ullstein-Verlags (1945–52)* in der MMZ-Schriftenreihe »Europäisch Jüdische Studien. Beiträge« (Verlag De Gruyter) erschienen.



Mit dem Untertitel »Remigration, Ränke, Rückgabe« widmet sich die Arbeit dem steinigen Weg des Berliner Traditionsverlages in der Nachkriegszeit. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges kämpfte die Familie Ullstein um die Rückgabe ihres 1934 an die NSDAP zwangsverkauften Verlags. Doch die Amerikaner brauchten das Druckhaus des Unternehmens in Berlin-Tempelhof für ihre Reeducation-Politik und verzögerten jahrelang die Restitution – genau wie der Berliner Senat, der mit dem Wiederaufleben des legendären Hauses Ullstein einen Zeitungskrieg in West-Berlin befürchtete. Als die Ullsteins 1952 ihren Verlag aus der Treuhänderschaft zurückerhielten, war er überschuldet, sein Maschinenpark veraltet – und man versuchte, ihm die lebenswichtigen Zeitungslizenzen vorzuenthalten. Aufgrund dieser mannigfaltig belasteten Ausgangssituation erscheint das wirtschaftliche Versagen der wiedererstandenen Ullstein AG am Ende der 1950er Jahre in einem anderen Licht.

Das Unrecht, das den Ullsteins unter dem NS-Regime widerfahren war, wirkte nach dem Untergang fort – und erhielt durch die bewusst verzögerte Restitution neue und verstörende Facetten.

IMPRESSUM

Herausgeber:
Moses Mendelssohn Stiftung
Fasanenstraße 3 | D – 10623 Berlin
Telefon: 030 - 31 99 87 53, Fax: - 31 99 87 69
e-mail: kladow@snaflu.de

MMZ
für europäisch-jüdische Studien
Am Neuen Markt 8 | D–14467 Potsdam
Telefon: 0331 - 28 09 40, Fax: - 2 80 94 50
moses@mmz.uni-potsdam.de
www.mmz-potsdam.de

Moses Mendelssohn Akademie
PF 1420, D– 38804 Halberstadt
Rosenwinkel 18 | D– 38820 Halberstadt
Telefon: 03941 - 60 67 10, Fax: - 60 67 13
info@moses-mendelssohn-akademie.de
www.moses-mendelssohn-akademie.de

Redaktion:
Dr. Ines Sonder

Druck:
druckhaus köthen

Bankverbindung:
IBAN: DE 74 16 08 00 00 42 00 75 75 00

Online und Bezug über: www.mmz-potsdam.de